

Umschau

Hermann Bahr¹

Zum sechzigsten Geburtstag sandte Berthold Liggmann dem ins Kärntnerland, an den Millstättersee (vor der Glückwunschlüberflutung) Entflohenen die lachend-ärgerliche Frage nach: „Alter Proteus, der du seit einem Menschenalter deine Lust daran hast, dich ‚entstehend‘ zu verwandeln, steh endlich einmal Rede und sage, ehe du in das siebente Jahrzehnt hinübergleitend dich aufs neue verlierst, sage, wer du —, was du warst bisher?“² — Hermann Bahr hat die Frage in seinem Selbstbildnis beantwortet: „Ich bin Katholik von Geburt. Daß ein geborener Katholik aufhören kann, Katholik zu sein, scheint mir so wenig denkbar, als daß ein geborener Deutscher aufhören kann, ein Deutscher zu sein. Er kann aufhören, von sich Gebrauch zu machen. Er kann über sein wirkliches Wesen ein künstliches legen, durch das seine Natur verdeckt und dieser das Atmen erschwert wird. ... In meiner Lebenskraft und in meiner Lebensform blieb ich immer Katholik. ... Ich muß zu meiner Beschämung gestehen ..., daß, als es mit mir so weit war, ich zunächst nur auf Probe, sozusagen versuchsweise Katholik wurde: ich machte das Experiment des Katholizismus mit mir; mein Intellekt log mir, als ich von der Gnade schon umgewachsen, mein Handeln schon durchaus von der Gnade gelenkt, mein Wille schon durch die Gnade befreit war, noch immer vor, es komme mir doch eigentlich nur auf Gewinn psychologischer Erfahrung an. Bis ich eines Tages lachend erwacht mit Augen sah, daß es doch gar kein Experiment, daß ich einfach immer, wenn auch unwissentlich Katholik geblieben, daß ich tief bei mir selbst, mein Leben lang in allen lebendigen Stunden, in besseren

Stunden, in den Stunden Christi, wie Dostojewski sagt, sobald ich aus mir selber Atem holte, doch immer Katholik gewesen war. Was man meine Konversion nennt, war einfach ein Bekenntnis zu mir selbst.“¹ Aber was ist das für ein Katholizismus? —, so haben schon manche gefragt. Artur Eloesser in seinem köstlichen Geburtstagsbrief meinte: „Sie waren stets ein großer Zafager und haben nun das letzte große Ja gesagt. ... Alle Wege haben Sie nach Rom geführt. ... Sie sind um ein Lächeln reicher als wir, aber um ein gütiges Lächeln.“² Aber Joseph Eberle³, fast noch schärfer eine Hochland-Rundschau⁴, und mit Savonarola-Eifer Theodor Haefker vermissen in Bahrs Katholizismus den „unendlichen Ernst des Christentums“.

Hermann Bahr sagt in seinem „Selbstbildnis“ einmal, er habe von seiner Mutter eine letzte herbe Verschlossenheit geerbt⁵. So ist es kein Wunder, daß auch seine Äußerungen über seinen Katholizismus, vielleicht gerade durch ihre nicht selten lachenden Paradoxien, das Geheimnis mehr verhüllen als enthüllen. So breitet die Dialoge der Personen und die Monologe des Verfassers in Bahrs Romanen plaudern, sie sind doch im Grunde nur glänzende Exempel jener Wiener Kunst des „Verhandelns“, wie er sie in einem seiner Tagebücher unnachahmlich schildert: „Was der Wiener ein Gespräch nennt, ist sonst in deutschen Landen überhaupt nur noch am Rhein und in Berlin möglich. Es fängt nämlich aus nichts an, es geht auch auf nichts aus, es bewegt sich um nichts und ist im Grunde nichts als Selbstgenuß dieser Bewegung aus nichts um nichts und auf nichts. ... In dieser Begabung ruht aber recht eigentlich alles,

¹ Hermann Bahr, Selbstbildnis (Berlin 1923) 294—297.

² Vossische Zeitung 1923, Nr. 335 vom 18. Juli.

³ Liter. Beilage Nr. 30 der Augsburger Postzeitung vom 25. Juli 1923.

⁴ Hochland 20 II (1922/23) 436—440.

⁵ Selbstbildnis 14 f. 44 ff. 70 u. a.

¹ „Liebe der Lebenden.“ Tagebücher 1921 bis 1923. I (408 S.), II (317 S.), III (344 S.). Hildesheim 1925. Franz Borgmeyer. Geb. M 20.—

² Münchner Neueste Nachrichten 1923, Nr. 193 vom 19. Juli.

was man die Kunst des Verhandelns nennt. ... Beim Verhandeln gilt es doch vor allem, zunächst die Verhandelnden dahin zu bringen, daß sie sich entschließen, einmal irgend eine Strecke Wegs zusammenzugehen. Sind sie nun erst einmal gemeinsam unterwegs, so muß man sie dann bloß noch so gut in Atem zu halten wissen, daß sie, wohin es geht, erst merken, wenn man schon angekommen ist.“¹

Aber so schelmisch durch solche Sätze die klugen Auglein des „alten Proteus“ auch zu blinzeln scheinen, das tiefste Geheimnis Hermann Bahrs ist doch, daß für ihn selber sein Leben solch ein Gespräch ist, dessen Sinn erst das Ende enthüllt. Er steht insofern so etwas wie in der Mitte zwischen zwei seiner stärksten Gestalten, zwischen der unheimlich klugen und doch spöttisch nachlässigen Menschenweisheit des Domherrn und der bis ins Letzte glühenden und doch in das Schweigen des Alltags sich ängstlich versteckenden Mystik des „Blas!“ in der „Himmelfahrt“. Der erste – Gottesmann fast ganz ins Weltmännische aufgegangen, der zweite – Weltmann fast ganz ins Rein-Göttliche aufgezehrt, – und doch beide in einem Grundlegenden zum Verwechseln gleich – in dem, was Bahr in allen seinen Tagebüchern zu variieren nicht müde werden kann: dem blinden Sich-führen-lassen². Aber auch dieses nicht als ein „Prinzip um allen Preis“, sondern „Sich-verlieren heißt noch nicht Gott finden. Erst wer dann wieder auftaucht und aus dem Nichts in sich zurückkehrt, wer sich nicht bloß überwinden, sondern dann auch wieder gestalten lernt, wer nicht bloß die Nichtigkeit unseres irdischen Wesens erkannt hat, sondern auch, daß eben diese Nichtigkeit uns angewiesen ist als der Raum, um Gott aufzunehmen, nur der hat unsern Glauben recht“³. Hier, in dieser entscheidenden katholischen Schwebelage zwischen einem „Mein Gott und mein Alles“, das zur unio mystica eines fast Aufgehens

in Gott hindrängt, und einem „Alles zur Ehre Gottes“, das aus allem Geschöpflichen, ausnahmslos, Gottes Antlitz immer neu leuchten sieht und darum nicht müde wird in staunender Weltwanderschaft und Weltarbeit, in diesem unauflöslichen „Zwischen“ liegt Hermann Bahrs Geheimnis. So ist es nur folgerichtig, daß beide Bildungswege des Menschen, Romantik und Klassik, in diesem „Zwischen“ sich ihm offenbaren: „(Romantik ist) der Schritt von der Wirklichkeit zur Idee, wenn der Schreitende den einen Fuß noch in der Wirklichkeit hat, aber den andern schon hinüber setzt, zur Idee hinüber. ... Auf diesem Wege sein, schon von der Erscheinung weggegangen, aber noch bei Gott nicht angekommen, oder aber auch von Gott eben wieder zurückkehrend zur Erscheinung, ist Romantik“¹; „Klassische Kunst ist immer ein letztes Wort: entweder das letzte Wort einer Unschuld, bevor sie noch ganz zum Bewußtsein kommt, das letzte Wort eines Archaismus, oder aber das letzte Wort einer so bewußten Reise, daß sie sich wieder vergessen will, das letzte Wort eines Barock. Und wahrhaft klassische Kunst weilt stets nur einen Atemzug lang, den Augenblick, wo sie klassisch wird, eigentlich also nur, wenn sie es noch nicht ganz ist oder es jedenfalls noch gar nicht weiß, sondern erst nur insgeheim will: wenn sie noch archaisch oder barock zu sein meint und unversehens aus dem Archaismus oder dem Barock hervorbricht.“²

Ist dieses „Zwischen“ das „Zwischen“ eines rückgratlosen Impressionismus und darin Mangel an „Entschiedenheit christlichen Ernstes“? Hermann Bahr ist selber der letzte, der solche Elemente leugnete: „In meiner überstürzten Hingebung an das Leben lagen meine Fehler, ich bin im Grunde doch wesentlich ein Impressionist.“³ Aber dieser „Impressionismus“ ist doch, wie Bahr selber in den auf diese Stelle folgenden Sätzen einsieht, nur „Anlaß“ eines Tieferen, einer Art Ehrfurcht vor

¹ Liebe der Lebenden III 180 ff.

² Himmelfahrt (Berlin 1916) vgl. 398 f. mit 338 f. und 341 f.

³ Ebd. 386 f. Vgl. damit Hochland 15 I (1917/18) 586 f.

¹ Tagebuch 1917 (Zürich 1918) 44.

² Liebe der Lebenden I 91 f. Vgl. Tagebuch 1917 S. 133 f.

³ Selbstbildnis 4.

überragender „Ganzheit“, Ehrfurcht vor geheimnisvollem „Hintergrund“, der erst einigermaßen hindurchdämmerkt, da der Blick zwischen den entgegengesetzten „Erscheinungen“ immer neu begierig und immer unbefriedigt rastlos wandert¹. Wenn Bahr ungeschert seinen Argwohn gegen „brennende Menschen“ bekennt („Mich machen ja brennende Menschen stets argwöhnisch, gar wenn sie zur Schau brennen“²), so ist das nicht ein Zeichen passiver reiner Impressibilität, sondern der Argwohn, der aus einem tieferen „Brennen“ naturnotwendig hervorbricht, dem Brennen, durch alle (von den „brennenden Menschen“ vergögten) Teildeale hindurch zum „Eigentlichen“. Es ist die geheime Augustinusseele Bahrs, die ihn zum „Proteus“ macht: „wie denn ‚ist‘, was nicht steht?... Was einfach ‚ist‘, das such ich.“ Und so schreibt der angebliche „Impressionist“ das tiefste Büchlein über den Expressionismus, um diesen gerade durch das Aufdecken seines Wesens zu überwinden³. Denn wer, wie der Expressionismus, nicht die Erscheinung, sondern das „Wesentliche“ will, findet es am „wesentlichsten“ nicht in der kompliziert erkügeltesten Farben-Linien-Musik, sondern im Löwenzahn am Wegrand. Und darum ist gerade das Expressionismusbuch Bahrs sein bestes Goethebuch geworden: „Sah ein Knab ein Röslein stehn...“

So verrät sich der eigentliche Sinn des „Zwischen“ Bahrs in seinem, von Krampf und aller Gewolltheit freien, echt goethesischen Stil. Bahr schreibt über atonale Musik wie Goethe über Zelters Melodien schrieb: keinen Hauch ungewöhnlicher. Was der sprühende Inhalt boshaft verdeckt, offenbart also in kindlicher Einfalt der Stil. Es ist ein Doppeltes. Einmal jene stille liebende Ehrfurcht, deren Symbol ihm Stifter ist: die benediktinisch linde, milde, stille Gelassenheit Stifters. „Wir wissen gar nicht, von welcher welterleuchten-

den, weltverwandlenden, weltvollenden Macht der leise Händedruck der Liebe sein kann... Denn wer mit ehrender Liebe nach dem Menschen, und sei es dem verworfensten blickt, dem sieht unter der Schmach hervor, entstellt, geschändet, erblaßt, aus blutenden Tränen dennoch das Antlitz Gottes erbarmend, verheißend, erlösend entgegen.“¹ Und darum kann derselbe Mann, der als Führer in der Naturalismuszeit stand, in ruhiger Aufrichtigkeit von sich sagen: „... (damals) ward ich zum Kinderschreck der gestifteten Menschheit. Mir kam das alles so furchtbar albern vor, dieses Getue rings um mich, als ob ich ein erschrecklicher Wüstling wär, ich, der vor jeder Frau verlegen wurde, den ein zweideutiges Wort in Gegenwart einer Kellnerin beschämt, der Zoten auch unter Männern nicht ausstehen kann, ich, dessen ganzes Leben immer von der reinsten Ehrfurcht vor der Frau beseligt blieb, schon weil doch auf der niedrigsten für mein Gefühl noch irgend ein letzter, leiser Abganz von der Gottesmutter Maria liegt, unserer Lieben Frau, deren Licht mir auch in der tiefsten Nacht meiner Gottesferne niemals ganz erlosch.“²

Das zweite ist nur die andere Seite dieses ersten. Man kann ihm eigentlich keinen Namen geben. Bahr erläutert es am Wesen dessen, was er „Österreichs höchste Leistung“, den „Durchschnittsmenschen“ nennt, „ein sonderbares Wesen...“, das eigentlich noch ganz Volk, aber eigentlich auch ganz Form war, das immer noch Natur blieb, aber doch mit einem Anhauch von etwas Künstlichem, nicht von Geist, von etwas viel Schönerem als Geist, auch nicht von Laune, von etwas viel Zarterem als Laune, noch von Freiheit, denn es war gebunden, aber von einer Mischung aus diesem allem, ihm selber übrigens durchaus unbewußt, ja sogar gern unter einem Anflug rührender Dummheit versteckt. ... Einen von ihnen, den Helden seines Lustspiels, läßt Hoffmannsthal ausrufen: „aber alles, was

¹ Tagebuch 1917 S. 208 237 f.

² Liebe der Lebenden III 180.

³ Expressionismus² (München 1918); vgl. vorab 104 f. In Liebe der Lebenden hierzu I 322.

¹ Liebe der Lebenden III 47.

² Selbstbildnis 265. Vgl. 24.

man ausspricht, ist indezent. '... Und nicht bloß was man ausspricht, kommt ihnen indezent vor, sondern dieses Gefühl kann sich zuweilen so steigern, daß man dann eigentlich auch schon indezent findet, überhaupt vorhanden zu sein. ... Wie um Gottes willen soll man dann aber solche Geschöpfe darstellen? Das könnte nur Musik.'¹ „Der Wiener hat ja vor den andern Deutschen das voraus, daß er nicht meint, allein auf der Welt zu sein. Auch ist er der einzige deutsche Stamm, der, selbst wenn er lärmte, Sordinen hat. Auch er setzt sich zuweilen auf einmal ein böses Gesicht auf, aber man glaubt es ihm nicht. Auch er hat seine Mücken, aber er macht sich keine Weltanschauung daraus. Und er ist Gott sei Dank noch immer nicht im mindesten ‚tüchtig‘, er taugt gar nichts, und gerade weil er nichts ‚leistet‘ kann, bleibt ihm nichts übrig, als selber etwas zu sein. Der Sinn für Wirklichkeit ist in ihm bis zur Ehrfurcht vor dem Leben gesteigert: er sagt seinem Schicksal niemals nein. Daher ist ihm auch Ressentiment fremd.... Er ist gestern General gewesen, nun hängt die Uniform mit den gleißenden Orden im Kasten, er aber wird Landwirt, Hausherr oder gar, wenn's sein müßte, Hausknecht und bleibt doch immer, was er war, weil er weiß, daß es in diesem großen Welttheater ja nicht so sehr darauf ankommt, welche Rolle, sondern wie man sie spielt.“²

Hier liegt der Grund für das, was manchem Leser der Tagebücher unverständlich sein mag: restlose Aufgeschlossenheit für Köpfe und Bücher der widersprechendsten Richtungen, Vollweltlichkeit so reich wie kaum irgendwo, und dazwischen stille, andachtsstiefe Betrachtungen über Sonntagsevangelium oder Sonntagsoration. Es ist das, was Ignatius die „innere Freiheit“ genannt hat. Bahr nennt es hie und da die Frömmigkeit des Barock. „Was Burckhardt als eine ‚Degradation des Übernatürlichen‘ empfindet, eben dies, nämlich den Eintritt des Übernatürlichen in unsere Sinnenwelt, empfindet der Barockmensch als die wahre

Natur der Übernatur...: bis in den gemeinsten Augenschein der Zeit hinein weht überall Ewigkeit.“¹ Aber es ist ebenso reinste benediktinische Adorationsstimmung, wie die eben angeführten Stellen selber verraten. Es ist etwas, was über alle noch so wahren und berechtigten Unterschiede hinweg ein geheimnisvoll Gemeinsames benediktinischer und ignatianischer Frömmigkeit ist, wie sie in Hermann Bahr (mit einem feinen Einschlag franziskanischer Fröhlichkeit und dominikanischer Heiligkeit) sich eigentümlich mischen: die Freiheit und Weite einer radikalen Demut, in der der Mensch „sich ganz läßt“. Es ist, über allen Streit der „Richtungen“ hinweg, gesundes katholisches Frommsein, das über sich selbst gar nicht zu sprechen vermag, weil es im Atem eines unverbogenen Menschseins sich äußert: „Erst in Gott kommt der Mensch zu sich“², jener Mensch, in dem der Ernst „jenen heimlichen Lauge nichts nicht entbehren kann, denn die beiden sind im Grunde dasselbe“³.

Versteht man nun, warum für Hermann Bahr das eucharistische Geheimnis die Mitte seines Lebens ward, das, wovon er immer sprechen muß und was er doch immer, in herbster Scheu, verschweigt: das Geheimnis der ärgsten Bergewöhnlichkeit und Profanierung des „Heiligen“, — das Geheimnis der größten Stille und doch das Geheimnis, das den verborgenen Gott in den Herzen der Gläubigen in den Lärm der Straßen und die Geschäftigkeit der Büros trägt, in das Weltlichste der Welt hinein, — das Geheimnis der kühnsten Erfüllung mystischer Liebessehnsucht und doch das Geheimnis des stummsten opus operatum, kühl objektiven Geschehens — ?

So wird er es mir wohl nachsehen, wenn ich ihn, in unserer bewegungsschwülen Zeit (Bewegung an sich ist frisch, aber eine verlängerte wird schwül) als einen der wenigen wirklich „katholischen Menschen“ grüße.

Erich Przywara S. J.

¹ Liebe der Lebenden I 118 f.

² Ebd. III 179.

¹ Liebe der Lebenden I 107 f.

² Himmelfahrt 392 f.

³ Tagebuch 1917 S. 21.